

**Dorothee Schäfer und
Michael Behnisch (Hrsg.)**

**Professionelle Nähe
in der Heimerziehung**

Walhalla Verlag, Regensburg
2022



**Internationale Gesellschaft
für erzieherische Hilfen**

Sektion Deutschland

der Fédération Internationale
des Communautés Educatives
FICE e.V.

„Ich wollte, du wärst mein Papa“: Berufliche Rolle zwischen Nähe und Distanz

Ulrike Schmauch

Einleitung

Im kontrovers diskutierten Film „Systemsprenger“ verbringt Micha, der Sozialarbeiter, im Rahmen einer erlebnispädagogischen Maßnahme drei Wochen mit Benni in einer Waldhütte. Benni ist eine Neunjährige mit traumatischen Kindheitserfahrungen. Wegen ihrer gewaltsamen Impulsdurchbrüche fliegt sie überall raus – aus der Pflegefamilie, der Wohngruppe und der Förderschule. Keine Einrichtung will das Mädchen mehr aufnehmen. Die Zeit im Wald ist ein letzter Versuch, ein Experiment, das nicht nur Benni, sondern auch Micha auf eine harte Probe stellt. Es gelingt dem Sozialarbeiter aber schließlich, einen Zugang zu Benni zu finden. Als die Maßnahme zu Ende geht, sagt Benni, dass sie sich wünscht, er wäre ihr Papa. Er antwortet: „Aber ich habe schon eine Familie.“ Auch im Presseheft zum Film findet sich dieses Argument: Nach dem Ende der Zeit in der Waldhütte „klammert Benni sich an Micha und möchte bei ihm bleiben. Aber Micha hat eine eigene Familie ...“ (Systemsprenger Presseheft 2019: 5).

Und wenn Micha nun keine eigene Familie hätte? Was bliebe ihm also zur Abgrenzung, wenn er kinderlos bzw. alleinstehend wäre? Hätte Benni mit ihrer Sehnsucht nach Geborgenheit und Nähe dann Anrecht auf einen Platz bei ihm zu Hause? Bei einer solchen Sicht kann der Sozialarbeiter seine berufliche Rolle, seine professionelle Distanz nur verteidigen, indem er seine private Lebensweise ins Feld führt: „Platz (leider?) bereits besetzt.“ Ich fand den Film packend inszeniert und toll gespielt. Soziale Arbeit hat darin eine zentrale Bedeutung. Aber welches Bild erzeugt der Film von der Jugendhilfe? Die Helfenden werden in keiner Szene gezeigt, in der sie, bezogen auf ihre Beziehung zu Benni, über Nähe und Distanz sprechen und reflektieren. Darüber, dass und warum Benni in ihnen so starke Gefühle

auslöst. Verzweiflung, Ablehnung, Wünsche, sie loszuwerden oder – im Gegenteil – sie zu retten, sie zu sich zu nehmen.

Die Akteur*innen des Hilfesystems werden im Film als engagierte, warmherzige Menschen dargestellt, die mit Benni an ihre Grenzen kommen. Das Publikum erfährt nicht, dass sozialpädagogische Fachkräfte – außer der Bereitschaft, zu handeln, zu retten und zu scheitern – auch professionelle Werkzeuge haben. Notwendige Instrumente der Reflexion, um sich ihre Gefühle bewusst zu machen und ihr unbewusstes Agieren zu erkennen, wie es in der oft destruktiven Beziehungsdynamik in der Arbeit mit traumatisierten Menschen entstehen kann. Natürlich weiß ich, dass Nora Fingscheidt, die Regisseurin, keinen Lehr- oder Dokumentarfilm, sondern einen Spielfilm mit spannenden Eskalationen drehen wollte. Sie wollte aber auch das Jugendhilfesystem mit seinen Möglichkeiten und Grenzen zeigen und hat nach eigenen Angaben darin jahrelang für ihren Film recherchiert (Systemsprenger Presseheft 2019: 30). Ist ihr kein Team mit Fallreflexion oder Supervision begegnet? Bei aller Sympathie für den Film hat mich doch gestört, dass Sozialarbeiter*innen darin als Menschen gezeigt werden, die letztlich ihren Gefühlen und Eskalationen ebenso ausgeliefert sind wie Benni, das gewalttätige, verzweifelte Mädchen.

Nicht wenige Sozialarbeiter*innen kennen – gerade in der Heimerziehung – Sätze von Kindern wie „Du sollst meine Mama sein!“ oder: „Ich wollte, du wärst mein Papa!“. Es ist in der Tat sehr schwer, mit dem darin liegenden Wunsch und seiner Unerfüllbarkeit umzugehen, die Wut des Kindes und seinen Schmerz mit zu ertragen. Welche Möglichkeiten haben sozialpädagogische Fachkräfte, um einem Kind in einer solchen Situation nahe zu sein und beizustehen, ohne trügerische Erwartungen in ihm zu wecken? Wie können sie ihm „gute Nähe“ anbieten, ohne dass „zu viel Nähe“ entsteht und ohne dass sie ihren beruflichen Auftrag aus den Augen verlieren?

Problemaufriss

Die Nähe in der Sozialen Arbeit ist ins Zwielflicht, wenn nicht gar in Verruf geraten. Im Hinblick auf schwerwiegende Grenzverletzungen und Gewalt in sozialpädagogischen Kontexten, die in den letzten Jahren bekannt wurden, sehen viele in der Nähe zwischen Klient*innen und sozialen Fachkräften eher gefährvolles Gelände: gefährvoll zunächst für die Fachkräfte selbst – weil sie sich in der Nähe verstricken, sich zu sehr mit Klient*innen

identifizieren und den Abstand zu ihnen und zu ihrem Handeln verlieren können –, auch, weil sie zu Unrecht eines Übergriffs verdächtigt werden könnten. Gefährlich aber erscheint Nähe vor allem für Klient*innen, insbesondere, wenn dies Kinder, Jugendliche oder Menschen mit Beeinträchtigungen sind. Denn das Ausmaß der aufgedeckten sexualisierten Gewalt in Einrichtungen der Sozialen Arbeit und im Bildungsbereich hat verdeutlicht, dass zu Recht von institutioneller Mittäterschaft (Fachbereich Soziale Arbeit und Gesundheit 2011) und von systemischen Gewaltstrukturen gesprochen wird. Nähe bedeutete in diesen Kontexten für zu viele Menschen, dass sie dem pädagogischen Personal und darunter eben auch Straftäter*innen ungeschützt ausgeliefert waren (Burgsmüller/ Tilmann 2010; Fegert 2011; Fegert/ Wolff 2015; Zinsmeister 2011).

Berufliche Beziehungen sozialpädagogischer Fachkräfte zu ihren Klient*innen sind durch die *widersprüchliche Einheit von Nähe und Distanz, Hilfe und Kontrolle* geprägt. Die Balance beider Elemente und der Umgang mit eigenen und fremden Grenzen stellen ständige Herausforderungen an die Professionalität sozialer Fachkräfte dar (Dörr/ Müller 2019; Schmauch 2010; Spiegel 2013; Staub-Bernasconi 2017). Die Fachkräfte begleiten und betreuen Menschen in ihrem Leben und kommen mit deren Privat- und Intimsphäre in Berührung. Auf der einen Seite ist es notwendig, dass soziale Fachkräfte in beruflichen Beziehungen Nähe zu Adressat*innen zulassen und fördern. Denn erst Situationen des „Naheseins“ können Vertrauen entstehen lassen. Und erst Vertrauen kann dazu führen, dass Menschen Hilfe annehmen und zu bestimmten Entwicklungen und Einsichten fähig und bereit sind. Für Kinder und Jugendliche in der Heimerziehung gilt in besonderem Maß, dass sie auf zugewandte und verlässliche Nähe der betreuenden Erwachsenen angewiesen sind. Gemäß dem doppelten Mandat Sozialer Arbeit bedeutet dies zugleich, dass mit der Entwicklung von Nähe auch Einmischung und Kontrolle verbunden sind und dass Fachkräfte im Rahmen ihres gesetzlichen und institutionellen Auftrags damit über Macht gegenüber Klient*innen verfügen.

Ebenso notwendig wie die *Nähe* ist auf der anderen Seite die *Distanz*, die soziale Fachkräfte wahren und ihren Adressat*innen unmissverständlich vermitteln müssen. Die Distanz basiert auf den objektiven Elementen eines institutionellen Auftrags und der beruflichen Rolle, einer Tätigkeit, die auf der Grundlage eines Studiums, wissenschaftlich fundierter Handlungsmethoden und gegen Entlohnung ausgeübt wird. Eine Distanz muss zudem auch immer wieder subjektiv hergestellt werden, indem Fachkräfte sowohl

die Abhängigkeit der Klient*innen von sich als auch die eigene institutionelle Macht berufsethisch reflektieren und sich ihre unbewusste Beteiligung an unvermeidlichen emotionalen Verstrickungen bewusst machen.

Von beidem kann es aus meiner Sicht *zu viel* und *zu wenig* geben: *Zu viel Nähe* kann sich in beruflichen Beziehungen auf sexueller, körperlicher sowie emotionaler Ebene zeigen. Sie kann durch grenzverwischendes Verhalten, ausgehend von Fachkräften wie von Klient*innen, spürbar werden. Typischerweise kann *zu viel Nähe* durch ein besonders großes Maß an Bedürftigkeit, Leid und Verzweiflung auf Seiten von Klient*innen entstehen (zum Zusammenhang zwischen Traumatisierung und ‚Rettungsfantasien‘ von Helfenden: Gabbard 2003; Schnidbauer 1999). Diese übergroße Nähe weist umgekehrt auf *Distanzverlust* bei den Fachkräften hin – ihnen mangelt es bei solchem Verhalten an Schritten der Distanzierung durch Auftrags- und Rollenklärung und an begleiteter Selbstreflexion.

Wir kennen aber auch Situationen mit *zu viel Distanz*: Wenn sich sozialpädagogische Fachkräfte in keiner Weise auf Adressat*innen einlassen und ihnen aus Selbstschutz Einfühlung verweigern. Dazu gehört auch, wenn sie jegliche zwischenmenschlichen Berührungen zu Klient*innen vermeiden, aus Angst, auch nur in den Verdacht eines Übergriffs zu geraten (Volmer 2019). Zu große Distanz stellen Fachkräfte ebenfalls her, wenn sie Maßnahmen ohne Dialog und Transparenz durchsetzen und mit Adressat*innen auf entmündigende, technokratische Weise umgehen. Für diese kann durch solche Situationen das Gefühl entstehen, wie schon früher in ihrem Leben gleichgültig behandelt, nicht als bedeutsamer Mensch wahrgenommen zu werden, der einer zugewandten Nähe wert ist.

Hier wird sogleich deutlich, dass kein absoluter Maßstab existiert. Was aus meiner Sicht *zu viel* und *zu wenig* an Distanz bzw. an Nähe ist, mögen andere Kolleg*innen anders beurteilen. Es gibt jedoch zwei grundlegende Kriterien, auf die wir uns, wie ich annehme, einigen können: Die Rechtebasierung (z. B. Menschenrechte, Grundrechte, Kinderrechte, Arbeitnehmer*innenrechte) und die Notwendigkeit professioneller Kommunikation (z. B. Supervision, Fallreflexion, kollegiale Beratung, Partizipation der Klient*innen, Beschwerdemanagement).

Generativität und berufliche Rolle

Im nächsten Schritt möchte ich das Thema der Nähe-Distanz-Balance in einen größeren Rahmen einordnen. Dazu beziehe ich mich auf das Konzept der Generativität, wie es von Autor*innen wie Erik Erikson (1973), Francois Höpflinger (2002) und Vera King (2013) beschrieben wurde. Mit Generativität ist hier die Fähigkeit der erwachsenen Generation gemeint, Sorge und Verantwortung für die jüngere Generation zu übernehmen. Zwar wurde das Konzept inzwischen um den Aspekt der Wechselseitigkeit zwischen junger und alter Generation erweitert, jedoch gehe ich hier nur auf die genannte generative Beziehung Erwachsener zur jungen Generation ein.

Dies geschieht einerseits durch soziale Normen, sei es in gesetzgeberischer, ethischer oder pädagogischer Form. Andererseits kommt Generativität in Institutionen wie Kindertagesstätten und Schulen, Jugendämtern und eben auch stationären Einrichtungen der Kinder- und Jugendhilfe zum Ausdruck. Die generativen Aufgaben finden sich auf zwei Ebenen: Auf der ersten Ebene geht es um Fürsorge und Schutz, auf der zweiten Ebene um die Bereitstellung eines Entwicklungsraumes für Individuation und Autonomie.

Es ist Aufgabe der Erwachsenen, der jungen Generation von Kindheit an bis in die Adoleszenz beides – den Entwicklungsraum für Autonomie und den schützenden Raum – zur Verfügung zu stellen. Je nach Altersstufe der jungen Menschen müssen sie beides in ein angemessenes Verhältnis bringen. Diese Aufgabe ist von Ambivalenz geprägt und unvermeidlich mit Konflikten verbunden (Kahle 2016; King 2013). Nicht nur Eltern kommen in diesen Konflikten, insbesondere mit ihren jugendlichen Kindern, manchmal an ihre Grenzen. Auch sozialpädagogische Fachkräfte in stationären Einrichtungen kennen die Erfahrung, in den intensiven Beziehungen mit den von ihnen betreuten Jugendlichen ins Schleudern und an ihre Grenzen zu geraten.

Zur Ebene von Fürsorge und Schutz gehört die Einhaltung der Generationenschanke durch die Erwachsenen. Im Wissen um ihre eigene Position in der Generationenfolge nimmt die erwachsene Generation eine reife generative Haltung *dann* ein, wenn sie die Abhängigkeit und Verletzlichkeit der jungen Generation anerkennt. Damit verzichtet sie darauf, die eigene Macht in körperlicher, narzisstischer und sexueller Hinsicht zu missbrauchen. Beispiele für diesen Machtverzicht sind das Inzesttabu, das moderne Familien-

und Sexualstrafrecht, die Abstinenzregel in therapeutischen und psychosozialen Berufsfeldern und Gewaltschutzkonzepte.

Der Entwicklungsraum für Individuation impliziert, so Vera King (2013), „eine immer neu zu bestimmende Kombination von Fürsorge und Zurückhaltung, von Abgrenzung und Zur-Verfügung-stehen“ (ebd.: 52). Ein Übermaß an Schutz bedeutet für die junge Generation zu viel Kontrolle und die Gefährdung der Autonomie. Ein Übermaß an Autonomie heißt, Kindern und Jugendlichen keinen Halt zu geben und sie im Prozess ihrer Individuation allein zu lassen.

Was folgt daraus für die berufliche Rolle der Fachkräfte? Ich möchte dies am Beispiel der Sexualerziehung verdeutlichen. Dafür brauchen Betreuer*innen in stationären Einrichtungen der Kinder- und Jugendhilfe beides: eine gute Balance zwischen Sexualfreundlichkeit und Gewaltschutz und eine gute Balance zwischen Nähe und Distanz im beruflichen Alltag. Es bedeutet, dass sie die sexuellen Lebensäußerungen der Kinder und Jugendlichen als legitime Aspekte ihrer Autonomieentwicklung wahrnehmen, Sexualaufklärung aktiv anbieten und sexualpädagogische Angebote bereitstellen. Es bedeutet zugleich, dass die Pädagog*innen Verantwortung für sichere Grenzen und Gewaltschutz übernehmen.

Der jungen Generation einen sexuellen Entwicklungsraum zur Verfügung stellen bedeutet im Blick auf die frühe *Kindheit*, dass Erwachsene Sexualneugier, Dottorspiele und Selbstbefriedigung als Teil der normalen sexuellen Entwicklung anerkennen. Verantwortliche Erwachsene vermitteln den Kindern einfache Regeln im Umgang mit eigenen und fremden Grenzen und achten auf aufgeklärte beschützende Rahmenbedingungen. In der Phase der *Pubertät und Adoleszenz* ermöglichen Erwachsene durch eine reife generative Haltung der jungen Generation die Suche nach geschlechtlicher Identität und sexueller Orientierung, nach dem Experimentieren mit erotischen und sexuellen Erfahrungen. Zugleich geht es darum, den Jugendlichen einen sicheren Halt zu geben und für den Schutz vor sexuellen Übergriffen zu sorgen. Bei manchen Kindern und Jugendlichen, die traumatische Erfahrungen mit sexualisierter Gewalt gemacht haben, kann es nötig sein, den Aspekt des Schutzes phasenweise deutlich zu verstärken.

Im Wunsch, der jungen Generation ihre eigene sexuelle Entwicklung zu ermöglichen oder sie zumindest nicht zu behindern, sollte der Blick von Erwachsenen – seien es Fachkräfte, seien es Eltern – nicht nur nach außen, sondern auch nach innen gehen. Einer selbstkritischen Wahrnehmung zeigen

sich dann eigene Bestrebungen wie Wünsche nach Einmischung und Kontrolle, Gefühle wie Neid und Rivalität, Kränkung und Verlustangst. Das Wissen um die angesprochene unvermeidliche Konflikthaftigkeit kann den Erwachsenen dabei helfen, diese Bestrebungen zu ertragen und etwas zurückzunehmen. Wesentlich ist, das Gespräch darüber mit anderen Erwachsenen zu führen. Fachkräfte können – und müssen – dies miteinander in der Fallreflexion und Supervision tun. Eltern können es im Austausch mit anderen Eltern tun, aber auch im psychotherapeutischen Gespräch oder in der Erziehungsberatung (Menne 2017; Witte 2018).

Zwei Praxisbeispiele

Die folgenden Beispiele¹ sollen verdeutlichen, wie irritierend und intensiv Wünsche sein können, die Kinder und Jugendliche in Einrichtungen der stationären Jugendhilfe an ihre Betreuer*innen richten. Das heißt auch, wie stark die Herausforderungen an die sozialpädagogischen Fachkräfte sind, mit diesen Wünschen „angemessen“ umzugehen – angemessen den jungen Menschen, den beruflichen Rollenaufgaben und der eigenen Persönlichkeit der Fachkräfte gegenüber.

Praxisbeispiel 1

Ein Sozialarbeiter, der in einer stationären Einrichtung tätig ist, berichtet aus seiner Arbeit². Zu seiner Gruppe gehört ein neunjähriger Junge, der seit dem Alter von vier Jahren im Heim untergebracht ist. Er hat früh schwere Verluste erlitten – den Vater durch Suizid, die Mutter durch eine Gefängnisstrafe. Es wird vermutet, dass er in der Familie sexuelle Gewalt gegen die Schwester mitbekommen hat, und es kann nicht ausgeschlossen werden, dass er selbst sexuell misshandelt wurde. Seit zwei Jahren ist er in der jetzigen Intensivgruppe. Er stellt häufig Situationen her, in denen er andere Jungen zu sexuellen Handlungen provoziert.

Sein Betreuer schildert eine Situation im Freien: Er und der Junge stehen in einem Park. Es geht eine Mutter mit einem kleinen Kind vorbei; der Junge

¹ Alle Angaben zu Personen und Institutionen sind anonymisiert.

² Dieses Beispiel stammt aus der Praktikumsabschlussarbeit von Nils Döller (2010), dem ich dafür danke, dass er der Verwendung seiner Fallbeschreibung und -deutung im Kontext dieses Beitrages zugestimmt hat.

schaut ihnen lange nach und dazwischen immer mal wieder zum Betreuer hin. Über seine Gefühle in dieser Situation schreibt der Verfasser:

„Ich denke mir, wie traurig es für ihn sein muss, keinen Menschen zu haben, der nur für ihn da ist. Plötzlich ändert sich die Atmosphäre schlagartig. Sie bekommt eine sexuelle Tönung. Der Junge macht aufreizende Bewegungen, sucht Augenkontakt zu mir, sein Blick hat etwas Laszives. Ich habe das Gefühl, dass mich der Junge sexuell anmacht.“ (Döller 2010: 25)

Der Betreuer fühlt sich irritiert³ und unwohl und unterbricht die Situation. Später auf dem Rückweg sagt er dem Jungen, „dass er keine Angst haben muss, denn zwischen Betreuern und Kindern in unserer Gruppe finden keine sexuellen Handlungen statt“ (ebd.). Der Junge guckt ihn überrascht an, tut so, als wisse er nicht, worum es geht, aber „gleich darauf lösen sich Anspannung und Überraschung bei ihm. Er sagt nichts, aber er wirkt befreit und erleichtert“ (ebd.). Etwas später bittet er den Betreuer, mit ihm Pfannkuchen zu backen.

Kommentar: Der Betreuer konnte das sexualisierte Verhalten des Jungen als Abwehr starker Verlassenheitsgefühle und als Reaktion auf vermutete frühe traumatische Erfahrungen in einfühlsamer Weise wahrnehmen. Er vermittelte dem Jungen Sicherheit, indem er die sexualisierte Atmosphäre beendete und ihm sagte, dass die Gruppe ein sicherer Ort sei, wo Erwachsene keine sexuellen und gewalttätigen Handlungen an Kindern vornehmen. Daraufhin konnte der Junge eine andere, eine nichtsexuelle Form der Nähe erproben, um emotionale Bedürfnisse zu befriedigen – das gemeinsame Kochen und Essen. Die sexualisierte Nähe, die der Junge herstellen wollte, wies der Betreuer durch seine Distanzierung zurück, während er zugleich in empathischem Kontakt mit ihm blieb. Aus einer klaren generativen Position übernahm er Verantwortung für sichere Grenzen und Gewaltschutz. Dies ermöglichte dem Jungen, sich „befreit und erleichtert“ (ebd.)

³ Ähnlich irritiert wie der Betreuer mögen auch Leser*innen sein – kann es überhaupt „laszive Blicke“ und „aufreizende Bewegungen“ bei einem neunjährigen Jungen geben? Im Zusammenhang mit dem Erleben des Verfassers „... dass mich der Junge sexuell anmacht“ (Döller 2010: 25) halte ich seine Wahrnehmungen für zutreffend und überzeugend. Sie machen ihm emotional unmittelbar zugänglich, dass bei dem Jungen in Situationen seelischer Not unbewusst die Sexualisierung als Abwehrform aktiv wird. Dies ist, wie oben dargelegt, als Folge seiner frühen biografischen Erfahrungen mit traumatischen Verlusten und mit sexualisierter Gewalt zu verstehen.

zu fühlen und daraufhin eine gemeinsame Aktivität vorzuschlagen, was sich auch so verstehen lässt, dass das Handeln des Betreuers nicht nur beschützend, sondern auch entwicklungsfördernd war.

Praxisbeispiel 2

In einer stationären Einrichtung halte ich eine Fortbildung zum Thema „Berufliche Rolle, professionelle Haltung und der Umgang mit Nähe, Distanz und Grenzen“. Der Auftrag der Leitung an mich ist, die pädagogischen Mitarbeiterinnen mit unterschiedlicher Qualifikation und Berufstätigkeitsdauer zu diesem Thema „auf einen gemeinsamen fachlichen Stand“ zu bringen, insbesondere da es zuletzt einige Probleme im professionellen Handeln gegeben habe. Für die Betreuerinnen ist die Veranstaltung verpflichtend. Diesen Umstand spreche ich nach der Begrüßung in der Gruppe an. Während des Tages beschäftigt mich immer mal die Frage, ob und wie die Pflichtteilnahme und möglicher Ärger darüber die Veranstaltung untergründig beeinflussen. Auch fällt mir auf, dass der Aspekt des Geschlechts – alle in der Einrichtung, Klientel wie Beschäftigte, sind weiblich – an keiner Stelle von den Teilnehmerinnen explizit thematisiert wird. Zu beiden Punkten bleibe ich offen und abwartend.

In einer Übung bitte ich die Teilnehmerinnen, zum Thema auf Kärtchen zwei Situationen zu notieren: eine „gute“ Situation, in der sie sich im Umgang mit ihrer Rolle und mit der Nähe-Distanz-Balance sicher fühlten, und eine „schwierige“ Situation, in der sie sich im Umgang mit Nähe und Distanz und mit ihrer beruflichen Rolle unsicher fühlten. Die erlebten Situationen sollen der Gruppe in zwei Runden vorgestellt und an Pinnwänden festgehalten werden. Die Sammlung der „guten“ Situationen ermöglicht den Betreuerinnen, ihre bereits vorhandenen Ressourcen in diesem Bereich wahrzunehmen. Sie äußern sich überrascht und zufrieden über die Summe der bereits vorhandenen Kompetenzen. Die zweite Runde der Übung ermutigt sie dazu, sich mit ihren Unsicherheiten auseinanderzusetzen. Die Notizen auf den Moderationskärtchen zu Situationen der Verunsicherung:

- *Küsschen einfordern*
- *„Hab dich lieb“-Situationen; Abgrenzung manchmal schwer, auch durch mein ähnliches Alter*
- *Massieren: Mädels, 15 Jahre, sagt, dass sie das sehr mag. Ich nicht mehr, fühle mich unwohl dabei, weiß nicht, wie ich ihr das erklären soll, sage dann, ich möchte jetzt lieber lesen oder mir tun die Hände weh*

- *„Wohnzimmer-Übernachtung“*
- *Offensive Nacktheit*
- *Zubettgehssituationen*
- *Situationen, in denen ich unsicher war: ich im Nachtdienst; Mädels nachts beim Toilettengang, Mädels schlaftrunken, hat „bewusst“ eine zu intime Situation herbeigeführt*
- *Zu langes Umarmen*
- *Eine Borderlinerin hat sich in mich verliebt – ich bekam Luftnot*
- *Ein Mädchen „inhalierter“ mich. Ich fühlte mich erdrückt und gestalkt*
- *Ich musste etwas zu Hause abholen und das Mädchen wollte mit ins Haus; besondere Bedürftigkeit des Mädchens, das keine Eltern mehr hat*
- *Als ich persönlich verzweifelt über die Situation des Mädchens war. M. war schwanger, 14 Jahre jung, Abschiebung stand im Raum, aber sie kooperierte nicht und wollte ihren Kopf durchsetzen. Ich habe mich mit dem Mädchen gestritten, habe dabei geweint etc.*
- *War privat unterwegs und habe Mädchen getroffen*
- *Bürde: Lebenslang als Ansprechpartnerin da sein; Kontakt pflegen.*

Als ich diese Kärtchen an der Pinnwand sehe und ihren gesammelten Inhalt aufnehme, fühle ich mich überrollt: ohnmächtig gegenüber der Welle von Bedürftigkeit und Not, körperlich wie gelähmt vom Ausmaß der bedrängenden Wünsche nach Berührung und Nähe. Was kann ich hier je ausrichten mit meiner Fortbildung, mit diesen paar Stunden? Ich brauche einige Momente, um mich wieder zu fassen, und spüre, dass ich mich gerade „überidentifiziert“ habe mit Gefühlen, die die Teilnehmerinnen in die Veranstaltung mitgebracht haben. Ich sage den Betreuerinnen, dass das bei mir ganz schön heftig angekommen sei, mit welchen Herausforderungen sie es im Umgang mit Nähe, Distanz und Grenzen ganz konkret zu tun haben. Weiter, dass ich zuversichtlich sei, gemeinsam mit ihnen heute daran zu arbeiten, sich den Mädchen gegenüber in ihrer Rolle sicherer zu fühlen. Dies könne wiederum den Mädchen zugutekommen und sie stärken.

Ich habe wieder in meine eigene berufliche Rolle, die der Fortbildnerin, zurückgefunden und mache mit der Gruppe die nächsten Schritte, das Clustern und Interpretieren der Moderationskärtchen. Wir bündeln das

„Typische“ an den verunsichernden Situationen: Überforderung durch traumatisches Leid der Mädchen, durch zu viel körperliche bzw. zu viel psychische Nähe; absichtliche und unabsichtliche Grenzüberschreitungen; Bedeutung der Berührungen je nach Lebensalter der Mädchen; Unterschiede zwischen zärtlichen und erotischen, klammernden und trostsuchenden Wünschen, zwischen der Perspektive der Mädchen und der der Fachkräfte. In einer Diskussionsrunde setzen sich die Teilnehmerinnen mit der Frage auseinander, was es schwer macht, „Nein“ zu sagen. Anschließend werden zwei Fallbeispiele eingebracht und in einem gemeinsamen strukturierten Reflexionsprozess bearbeitet (Schmauch 2019). Dies ermöglicht es den Betreuerinnen, Zugänge zum Fallgeschehen über Gefühle und Hypothesen, Auftragsklärung und Handlungsideen zu finden. Für die Fallgeberinnen ist dieses Reflexionsverfahren ergiebig und hilfreich, wie sie sagen. Nach kurzen Inputs von mir wenden sich die Betreuerinnen in einer weiteren Runde in Kleingruppen der Frage „Was brauche ich, um mich im Umgang mit Nähe, Distanz und Grenzen sicher in meiner Rolle und professionell in meiner Haltung zu fühlen?“ zu. Sie diskutieren die Elemente, die auf den verschiedenen Ebenen – kollegial, institutionell, fachlich, emotional – dazu für sie wichtig sind.

Kommentar: Das Beispiel zeigt, wie ich, überwältigt vom Material, für kurze Momente die Distanz und damit den sicheren Halt meiner eigenen Berufsrolle verloren habe. Als ich die Distanz wiederfand, konnte ich meine emotionale Reaktion im Sinne einer „konkordanten Gegenübertragung“ (Racker 1970) verwenden, um mich in die Betreuerinnen einzufühlen. Indem die Gruppe und ich gemeinsam das Material ordneten, wurde dem Gefühl, passiv überrollt zu werden von zu viel Nähe, das aktive Strukturieren entgegengesetzt. In der Diskussion über die Schwierigkeiten mit dem „Nein“ ging es um das Ringen mit dem Auftrag, gegenüber den Mädchen nicht nur eine gebende, sondern auch eine versagende Rolle einzunehmen und gleichzeitig in Beziehung zu ihnen zu bleiben. Eine Haltung, die als abgegrenzte Zuwendung oder als zugewandte Abgrenzung bezeichnet werden kann, auch als reife generative Position mit der Verantwortung für Grenzachtung und Entwicklung. Die Fallbearbeitung ermöglichte der Gruppe einerseits Nähe durch identifikatorische Einfühlung in die Perspektiven der Klientin, der Fallgeberin und anderer Akteur*innen des Fallgeschehens. Andererseits stellten die Teilnehmerinnen Distanz her, indem sie – auch kritische – Hypothesen zu Ursachen der beschriebenen Situation äußerten. In den ermutigenden Handlungsvorschlägen an die Fallgeberin kam die Erfahrung

zum Ausdruck, dass die Suche nach einer guten Nähe-Distanz-Balance für alle Kolleginnen immer wieder neu eine tägliche Aufgabe ist. Was sie als Bedingungen für Rollenklarheit und gelingende Nähe-Distanz-Regulierung ansehen, konnten die Teilnehmerinnen in der abschließenden Gesprächsrunde deutlich benennen.

Schlussbemerkung

Wäre Bennis Geschichte im Film „Systemsprenger“ besser ausgefallen, wenn ihr Betreuer Micha seine Rolle, seine Gefühle und die systemische Dynamik reflektiert hätte? Ich glaube ja. Jedes Sich-Einlassen im beruflichen Kontext, jede professionelle Beziehungsarbeit geht notwendigerweise mit unbewussten Verstrickungen einher. Diese sind nicht nur unvermeidlich, sondern auch sinnvoll, da sie im Beziehungszusammenhang mit den Klient*innen als Gegenübertragungen ihren Sinn haben. Die Verstrickungen müssen kontinuierlich bewusst gemacht werden, um die Klient*innen, sich selbst und die Dynamik im Hilfesystem zu verstehen. Die Nähe-Distanz-Balance, die in den Verstrickungen vorübergehend verloren geht, kann durch kollegiale Reflexion bzw. Supervision immer wieder neu hergestellt werden. Gefährdet wird sie hingegen, wenn keine reflektierende Kommunikation stattfindet und die Rechte aller Beteiligten aus dem Blick geraten. Die stetige Arbeit an der Nähe-Distanz-Balance, die während der gesamten Dauer der beruflichen Tätigkeit der Begleitung durch Supervision und reflexiven Austausch bedarf, kann als ein Kernelement der beruflichen Rolle betrachtet werden.

Literatur

Burgsmüller, Claudia/ Tilmann, Brigitte (2010): Abschlussbericht über die bisherigen Mitteilungen über sexuelle Ausbeutung von Schülern und Schülerinnen an der Odenwaldschule im Zeitraum 1960 bis 2010. URL: <https://robertcaesar.files.wordpress.com/2010/12/odenwaldschule-abschlussbericht-17-dezember-2010.pdf>, Stand: 27.08.2021.

Döller, Nils (2010): Intjekte – Fremdkörper im Selbst und der pädagogische Umgang mit deren Folgen. Unveröffentlichte Praktikumsabschlussarbeit am Fachbereich 4 Soziale Arbeit und Gesundheit, Frankfurt University of Applied Sciences.

Dörr, Margret (Hrsg.) (2019): Nähe und Distanz. Ein Spannungsfeld pädagogischer Professionalität (4. Aufl.). Weinheim, Basel: Beltz Juventa.

Erikson, H. Erik (1973): *Identität und Lebenszyklus*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp Verlag.

Fachbereich Soziale Arbeit und Gesundheit, Fachhochschule Frankfurt am Main (Hrsg.) (2011): *Grenzverletzungen. Institutionelle Mittäterschaft in Einrichtungen Sozialer Arbeit*. Frankfurt a. M.: Fachhochschulverlag.

Fegert, Jörg M. (2011): *Betroffene hören, Betroffenheit sehen*. In: Fachbereich Soziale Arbeit und Gesundheit, Fachhochschule Frankfurt am Main (Hrsg.): *Grenzverletzungen. Institutionelle Mittäterschaft in Einrichtungen der Sozialen Arbeit*. Frankfurt a. M.: Fachhochschulverlag, S. 145–171.

Fegert, Jörg M./ Wolff, Mechthild (Hrsg.) (2015): *Kompodium „Sexueller Missbrauch in Institutionen“ – Entstehungsbedingungen, Prävention und Intervention*. Weinheim: Beltz Juventa.

Gabbard, George (2003): *Misslungene psychoanalytische Behandlungen suizidaler Patienten*. In: *Zeitschrift für psychoanalytische Theorie und Praxis*, 2, S. 170–188.

Höpflinger, Francois (2002): *Generativität im höheren Lebensalter. Generationen-soziologische Überlegungen zu einem alten Thema*. In: *Zeitschrift für Gerontologie und Geriatrie*, 35, S. 328–334.

Kahle, Ann-Kathrin (2016): *Sexualität und Vielfalt – muss man Sexualität lernen?* In: Henningsen, Anja/ Tuidler, Elisabeth/ Timmermanns, Stefan (Hrsg.): *Sexualpädagogik kontrovers*. Weinheim: Beltz Juventa.

King, Vera (2013): *Die Entstehung des Neuen in der Adoleszenz. Individuation, Generativität und Geschlecht in modernisierten Gesellschaften* (2. Aufl.). Wiesbaden: Springer VS.

Menne, Klaus (2017): *Erziehungsberatung als Hilfe zur Erziehung*. Weinheim: Beltz Juventa.

Racker, Heinrich (1970): *Übertragung und Gegenübertragung*. München: Ernst Reinhardt.

Schmauch, Ulrike (2010): *Nähe, Distanz und Grenzen in psychosozialen Berufsfeldern. Ein Beitrag zur aktuellen Debatte über sexuellen Kindesmissbrauch*. In: *Zeitschrift für Sexualforschung*, 23, 3, S. 194–219.

Schmauch, Ulrike (2019): *Handout zum Thema: Kollegiale Beratung. Unveröffentlichtes Seminar material*.

Schmidbauer, Wolfgang (1999): *Wenn Helfer Fehler machen. Liebe, Missbrauch und Narzissmus*. Reinbek: Rowohlt.

Spiegel, Hiltrud v. (2013): *Methodisches Handeln in der Sozialen Arbeit: Grundlagen und Arbeitshilfen für die Praxis*. München: Ernst Reinhardt.

Staub-Bernasconi, Silvia (2017): *Soziale Arbeit als Handlungswissenschaft. Systemtheoretische Grundlagen und professionelle Praxis – Ein Lehrbuch* (2. Aufl.). Stuttgart: Utb.

Systemsprenger (2019): *Presseheft zum Film*. Buch und Regie: Nora Fingerscheidt. Präsentiert von Port au Prince Pictures.

Volmer, Jan (2019): *Taktvolle Nähe: Vom Finden des angemessenen Abstands in pädagogischen Beziehungen*. Gießen: Psychosozial.

Witte, Stefan (Hrsg.) (2018): *Erziehungsberatung. Standpunkte, Entwicklungen, Konzepte*. Freiburg i. Br.: Lambertus.

Zinsmeister, Julia (2011): *Gewaltschutz in sozialen Einrichtungen*. In: Fachbereich Soziale Arbeit und Gesundheit, Fachhochschule Frankfurt am Main (Hrsg.): *Grenzverletzungen. Institutionelle Mittäterschaft in Einrichtungen der Sozialen Arbeit*. Frankfurt a. M.: Fachhochschulverlag, S. 125–144.